

ZU DEN 'PRAGMATISCHEN' TENDENZEN DER GEGENWÄRTIGEN GRÄZISTISCHEN LYRIK – INTERPRETATION*

Seit Hermann Fränkels 'Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums' (1951) und Max Treus kommentierten Lyriker-Ausgaben (Alkaios 1952, Sappho 1954, Archilochos 1959) war die Interpretation der frühgriechischen Lyrik in Deutschland etwa drei Jahrzehnte lang in relativ ruhigen Bahnen verlaufen. Von dem Drängen, das seit den sechziger Jahren besonders in *Italien* auf eine grundsätzliche Erneuerung des Interpretationsansatzes abzielte, wurde die Praxis der Lyrik-Interpretation an Universität und Schule im deutschsprachigen Raum kaum erfaßt. Diese Lage hat sich seit kurzem fühlbar geändert: Ausgehend von den neohistoristischen Tendenzen der zur Zeit praktizierten 'Literaturwissenschaft im technischen Zeitalter' ist über Fragen der Lyrik-Interpretation auch in der Gräzistik eine Grundsatzdebatte in Gang gekommen. Sie spielt sich vorerst noch in wenigen Fachzeitschriften ab und wird von wenigen Spezialisten bestritten. Schon bald dürfte sie jedoch praktische Konsequenzen für die Darstellung der frühgriechischen Lyrik auch in Literaturgeschichten, Handbüchern und Lehrerzeitschriften erlangen. Kernpunkt dieser Debatte ist die Frage, wie stark bei der Interpretation eines Sappho- oder Alkaios-Liedes, eines Archilochos-Iambos oder einer Pindar-Ode die *pragmatischen* Komponenten des jeweiligen Einzelkunstwerks zu Buche schlagen sollen. Es spricht einiges dafür, daß die Interpretationserheblichkeit dieser pragmatischen Komponenten (wie Ort, Zeit, Autor, Publikum, Umstände usw. der Erst-Darbietung eines Poems) gegenwärtig überschätzt wird. Bevor die Ergebnisse dieser Überschätzung in Form von Lehrplan-Einheiten und Lehrer-Handreichungen autoritativ die Schule erreichen und das Bild einer künftigen Gebildetenschicht von Sappho und Alkaios (und womöglich von Lyrik überhaupt) gravierend verändern, sollte die Debatte aus den Expertenzirkeln ins Plenum verlagert werden – hin zu den Studierenden, Gymnasiallehrern und Schülern; interessant ist sie genug. Der folgende Überblick – im Bericht so objektiv wie möglich, in der Bewertung die eigene Position nicht verleugnend – möchte zu dieser wünschbaren Verbreiterung der Debatte beitragen.

* Dem Beitrag liegt ein Vortrag zugrunde, der 1984 bei der Marktoberdorfer Ferientagung der Gymnasiallehrer für Alte Sprachen gehalten wurde (erschieden in 'Dialog Schule – Wissenschaft. Klassische Sprachen und Literaturen, Band XIX, München 1985; ich danke dem Herausgeber, Herrn Min.-Rat Neukam, für die Genehmigung zum Nachdruck).

1. Die bisherige Forschungssituation

Der erste Schritt zum Verständnis der gegenwärtigen Auseinandersetzung muß darin bestehen, sich ein möglichst klares Bild vom Verlauf der Forschungsgeschichte zu schaffen. Das ist freilich schwer genug. Eine Geschichte der gräzistischen Lyrikforschung existiert nicht. Vorreden von Lyriker-Ausgaben, Einleitungen zu Lyriker-Monographien und Lyrik-Gesamtdarstellungen sowie die einschlägigen Abschnitte der Literaturgeschichten können die fehlende Zwischenbilanz nicht ersetzen. Bibliographien¹ und sterile Katalogberichte² haben nur Materialwert und vermögen die Strukturen der Forschungsentwicklung nicht herauszuschälen. Einen regelmäßig fortgeführten Lyrik-Forschungsbericht – vergleichbar etwa den Homer- und Dramen-Forschungsberichten im 'Gymnasium', im 'Anzeiger für die Altertumswissenschaft', in 'Classical World' usw. – haben wir nicht. Ein Wegeder-Forschung-Band 'Frühgriechische Lyrik' ist nicht in Sicht. Diese Lage ist ein schweres Forschungshemmnis. Denn auf diese Weise ist jeder, der heute zum Kreis der Spezialisten neu hinzutritt, zur individuellen Zusammenschau von Forschungsaktivitäten gezwungen, deren Verästelungsdichte in den rund 200 Jahren seit dem Beginn der ersten methodisch fundierten Sammlungs- und Deutungsversuche einen Grad erreicht hat, wie er auf kaum einem zweiten Spezialgebiet der Gräzistik anzutreffen ist. Das bedeutet nicht nur einen ständig unökonomischer werdenden Zeitaufwand, sondern bei der (menschlich verständlichen) unterschiedlichen Gründlichkeit, mit der der Einzelne sich sein Bild erarbeitet, auch eine ständig wachsende Reduktion von Tempo und Effektivität des Forschungsfortschritts: das Gebiet wird stärker als andere beherrscht von Repetitivität und Pseudo-Originalität der Fragestellungen und Problemlösungen, vom Ausweichen auf Kleinstprobleme und von allgemeiner Orientierungslosigkeit.

Diese Lage ist freilich im Falle der Lyrikforschung ein Reflex der Sache selbst; sie – wie das in neueren Publikationen häufig anklingt – einer allgemeinen Reflexionsunfähigkeit oder -unwilligkeit früherer Gelehrten generationen zuzuschreiben wäre verfehlt. Die Lyrikforschung steht im Grunde genommen seit zweihundert Jahren unter dem Zwang der elementaren Grundlagensicherung. Ihre Rastlosigkeit und ihre Scheu vor theoretischer Selbstreflexion sind nur die Antwort auf das Material, das ihr Objekt ist.

Das beherrschende Merkmal dieses Materials ist bekanntlich seine Lückenhaftigkeit, und zwar Lückenhaftigkeit auf allen Ebenen der Texte selbst wie ihrer Umgebung: (1) die Texte sind nur in Trümmerform erhalten (wobei die Klein- und Kleinstfragmente – bestehend aus Zeilenanfängen, -mitten und/oder -enden, Silben, Silbenteilen, Einzelbuchstaben oder Buchstabenresten – prozentual weitüberwiegen),

¹ Für die Jahre 1936-1952: G.M. Kirkwood in 'Classical Word' 47, 1953, 33-42, 49-54. – Für die Jahre 1952-1967: D.E. Gerber in CW 61, 1967/68, 265-279. 317-330. 378-385. – Für die Jahre 1967-1975: D.E. Gerber in CW 70, 1976, 66-157.

² Zum Beispiel H. Saake's 'Entwicklung der Sappho-Forschung' in seinen 'Sappho-Studien', München usw. 1972, 13-36.

(2) die Überlieferung dieser Trümmer folgt keinem rationalen Prinzip (etwa derart, daß wir immerhin ganze Bücher vor uns hätten, in denen nur Seiten oder Seitenteile fehlten), (3) die ursprünglichen Werkkonstituenten Gesang und (häufig) Tanz sind verloren, (4) synchrone historische Quellen sind nicht vorhanden, so daß die Strukturen, in die Entstehung und Darbietung der Werke eingebettet waren, für uns im dunkeln bleiben (und, wenn überhaupt, nur in einem hochkomplizierten und irrtumsträchtigen Zirkelverfahren aus den Fragmenten selbst 'extrapoliert' werden können). Dieser Materialzustand hat zwei Folgen, die sich wechselseitig bedingen: Angesichts der Faszination, die von der Unvollständigkeit als solcher ausgeht, ist die Lust zum Wagnis der Deutung gerade bei diesen Textfragmenten, in denen jedes Wort auf Qualität verweist, besonders groß – und angesichts der Unmöglichkeit, die Ergebnisse solcher Deutungsabenteuer (sofern sie nur grundsätzlich mit logischen Mitteln erzielt worden sind) definitiv zu bestätigen oder zu widerlegen, wird die Zahl der Hypothesen Legion. Das Ergebnis ist ein Maß an Tolerierungszwang und daraus folgender 'legitimer Subjektivität', wie es in anderen Sparten unserer Disziplin (deren Arbeitsgrundlage Ganztexte sind), unmöglich wäre. Am Ende steht eine allgemeine Unsicherheit.

Unter diesen Voraussetzungen mußte die interpretatorische Bewältigung der frühgriechischen Lyrik bis zum heutigen Tage hinter dem, was etwa die Epos- oder die Drameninterpretation vorzuweisen haben, weit zurückbleiben. Es gilt, sich die Unterschiede plastisch klarzumachen: während die Interpretation des frühgriechischen Epos von Anfang an über einem Textcorpus von ca. 30 000 vollständig erhaltenen Hexametern operieren konnte, die in vier großen Textblöcken vorlagen (Ilias, Odyssee, Hesiod, hom. Hymnen), während sich die Dramen-Interpretation auf 44 ganz erhaltene Stücke stützen konnte, bestand die erste Aufgabe der Lyrik-Interpretation darin, die zu interpretierenden Texte zunächst einmal zu ermitteln und aus den über die gesamte antike Literatur verstreuten Quellen sinnvoll herauszulösen, sie dann unter Heranziehung der ebenfalls erst zu ermittelnden antiken Zeugnisse über Leben und Werk der einzelnen Dichterpersönlichkeiten sinnvoll zusammenzuordnen, und schließlich, sie nach einer mühevollen Rekonstruktion des antiken Systems lyrischer Rhythmusgebung ('Metrik') sowie nach einer nicht minder mühevollen Wiedergewinnung ihrer ursprünglichen Sprachform ('Dialektrekonstruktion') textkritisch abgesichert und von den Entstellungen einer oft achtlosen Tradition gereinigt als sauber konserviertes Ruinenfeld eines verschütteten und weitgehend bereits abgeschriebenen literarischen Bezirks der Betrachtung und sinngebenden Erläuterung zu präsentieren. Diese Aufgabe – in Wahrheit die Rückeroberung einer bereits versunkenen Welt – nahm seit etwa 1800 die besten Köpfe ihrer Zeit nicht weniger als fünf Jahrzehnte lang in Anspruch. Als nach Hermanns, Welckers, Schneidewins, Ahrens' und vieler anderer Vorarbeiten im Jahre 1843 Theodor Bergks 'Poetae lyrici Graeci' erschienen, lag eine Zeit entsagungsvollster Hingabe ans Detail hinter der Lyrikforschung dieser Jahre, die hoffentlich auch künftigen Philologengenerationen noch als Ruhmesblatt unserer Disziplin erscheinen wird.

Mit Bergks Sammlung war der Weg zur Interpretation im höheren Sinne (zur 'Höheren Kritik') erstmalig überhaupt eröffnet. Aber noch bevor diese über erste Versuche der Zusammenschau in Einzelabhandlungen, Literaturgeschichten usw. hinausgelangen konnte, setzte eine neue Entwicklung ein, die den angelaufenen Interpretationsprozeß durchkreuzte und bis heute nachhaltig durchkreuzt: Mit dem 1855 entdeckten großen Alkman-Papyrus³ kam die 'Fundbewegung' ins Rollen. Es setzten jene Text-Neufunde auf Papyrus (z.T. auch Pergament, Tonscherben und anderen Schriftträgern) ein, die Page in der Praefatio seiner 'Poetae Melici Graeci' (1962) zu Recht *inopinata ac mirifica poesis melicae incrementa* nannte⁴. Ihre rasche Aufeinanderfolge ließ alle Versuche zu Gesamtbilanzen immer wieder zu Provisorien werden. Ansätze zu theoretischer Durchdringung des Materials wurden erst recht erstickt. Die praktischen Erfordernisse der Aufarbeitung des jeweils Neugefundenen nahmen viel Zeit und Kraft in Anspruch, und die durch jeden weiteren Neufund stärker konsolidierte Erfahrung, daß allgemeine Urteile durch plötzlichen Materialzuwachs hinfällig oder doch modifikationsbedürftig wurden, riet zu vorsichtiger Zurückhaltung. Es liegt auf der Hand (und bedarf unseres Verständnisses), daß ein solcher Zustand der permanenten Offenheit dem Entwerfen umfassender Analysen, Definitionen und Theorien wenig günstig ist.

Die heute gängigen Lyriker-Ausgaben — sei es in Taschenbuchform, sei es als Schul-Texte — erwecken in der Regel den Eindruck einer trotz aller Bruchstückhaftigkeit recht ansehnlichen Fülle; für eine literaturwissenschaftliche Analyse scheinen sie ein zwar schwer handhabbares, quantitativ aber ausreichendes Material zu bieten. Dies ist jedoch ein erst in neuerer Zeit, seit etwa 30 Jahren, eingetretener Zustand. Die Zeit davor verfügte über wesentlich geringere Textmengen. Das ist zwar allgemein bekannt, wird aber selten mit präzisen Vorstellungen verbunden und führt daher nicht zu den gebotenen Schlußfolgerungen. Um Ausmaß und Tempo des Textzuwachses (und der damit einhergehenden 'Gehetztheit' und Unabgeschlossenheit der Lyrikforschung) allein in den rund 50 Jahren zwischen 1898 (Erscheinungsjahr des 1. Bandes der 'Oxyrhynchus Papyri') und 1952 möglichst augenfällig werden zu lassen, setze ich eine Tabelle von Fundpublikationen her (zur besseren Übersichtlichkeit sind nur Sappho und Alkaios, und auch bei ihnen nur die größeren Funde, berücksichtigt):

³ Siehe dazu D. L. Page, Alkman, The Partheneion, Oxford 1951.

⁴ Page, PMG VII.

Sappho			Alkaios	
1898	5	(Κύπρι καὶ Νηρήϊδες ...)		
1902	94	(τεθνάκην δ' ἀδόλως θέλω)	6	(Τόδ' αὐτε κῶμα τῷ προτέρω νέμω)
	66	(das Atthis-Arignota-Lied)		
1914	16	(Οἴ μὲν Ἰππήων στρότον ...)	34	(Δεῦτέ μοι νᾶ]σον Πέλοπος λίποντες)
	44	(das Hektor-Andromache-Lied, 1. Teil)	38	(das Melanippos-Lied)
			42	(das Helena-Troia-Lied)
			44	(Thetis vor Zeus [nach Ilias 1.495 ff.])
			70	(das Anti-Pittakos-Lied)
			73	(die Schiffs-Allegorie)
1922	63	(Ὅμοιρε μελαναί)		
1925	44	(zweiter Teil)		
1937	2	(δεῦρ' μ' ἐκ Κρήτας ...)		
1939	98b	(das Kleis-Lied, 2. Teil)		
1941	98a	(das Kleis-Lied, 1. Teil)	129	(das Große Gebet)
			130b	(das Große Verbannungslied)
1952	1	(das Aphrodite-Lied, Verse 1-21) [war bereits durch literarische Zitate bekannt]	283	(das Helena-Paris-Lied)

(Zählung und Text nach Voigt)

Die Lyrikforschung bildet nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Arbeitsgebiet der Gräzistik; die Zahl der Lyrikspezialisten im allgemeinen, der Sappho-, Alkaios- usw. -spezialisten im besonderen ist beschränkt; die notwendige Folge ist, daß allein die Herstellung verwertbarer Texte aus dem Rohmaterial der im Papyrus-Original meist schwer zu entziffernden Schriftzeichenfolgen in einem dialektischen Korrekturprozeß (Erstedition, Kritik der Erstedition, Lücken-Ergänzung, Hypothesenbildung über den möglichen Gesamtsinn des Fragments, über den ursprünglichen Gesamtzusammenhang usw.) in der Regel Jahre dauert, in der Mehrzahl der Fälle sogar nach wie vor als unabgeschlossen gelten muß. Wir arbeiten also im Grunde mit Hypothesen.

Das führt zum Kern des Problems zurück: Die neugefundene Textmenge ist einerseits zwar groß genug, die Arbeitskapazität der kompetenten Spezialisten auszulasten, andererseits aber nicht entfernt ausreichend, um die grundsätzliche Unsicherheit, von der die Rede war, etwa aufzuheben. Denn bei allem äußerlichen Anschwellen der Lyriker-Editionen von Bergk (1843) über Diehl (1925) zu Page (PLF 1955, PMG 1962) bleibt es ja eine Tatsache, daß wir z.B. von Sappho nach wie vor nur ein einziges vollständig erhaltenes Lied (Nr. 1, an Aphrodite) haben und daß vollständige Stücke auch bei den anderen Lyrikern zwischen Kallinos und Pindar (von Theognis abgesehen) seltene Ausnahmen sind. Daran haben auch die quantitativ respektablen Zugewinne der Nachkriegszeit nichts geändert: zwar konnte Page in seinem 'Supplementum Lyricis Graecis' von 1974 bedeutsame Überreste etwa aus

Stesichoros (aus der 'Geryoneis', der 'Iliou Persis', dem 'Equus Ligneus', der 'Eriphyle') und aus Ibykos (zahlreiche Mythenlieder: Troja, Theben, Sparta usw.) sowie aus der antiken Sappho- und Alkaios-Kommentierung (29 Seiten im 'Supplementum') vorlegen (und seitdem sind allein aus den Oxyrhynchus-Papyri 1977, 1980 und 1983 weitere Bruchstücke aus Alkman, Tyrtaios und anonymen Melikern hinzugekommen; dazu tritt als bedeutender Fund die 1974 publizierte Kölner Epode des Archilochos)⁵, aber durch alle diese Funde hat sich die Trümmerlandschaft nur verdichtet, nicht zum Sinngebilde strukturiert.

Einerseits also ein ständiger Zustrom von Quantität (der Kräfte band), andererseits kein Zugewinn an Qualität: eine Lage, die eine prinzipielle Wartehaltung fördern mußte (genaugenommen blieben alle Lyrikerfragmente 'Wartetexte'). Konkret hat sich diese Wartehaltung in der Lyrikforschung seit dem Beginn der Fundbewegung als *Theorieverzicht* geäußert – Theorie hier verstanden als ein aus den empirischen Befunden autonom entwickeltes System von Aussagen über die Seinsweise der frühgriechischen Lyrik; von Aussagen vor allem über

1. innertextliche Konstituenten: Stoff, Motiv, Formensprache, Aufbau, Stil, Haltung usw. ('Werkästhetik'),

2. außertextliche Konstituenten: Autor, Entstehungsvoraussetzungen und -bedingungen, Darbietungsweise, Publikumsbezug, Wirkung usw. ('Produktions- und Rezeptionsästhetik, Wirkungsästhetik').

Selbstverständlich hat es Ansätze zur Behandlung von einzelnen dieser Konstituenten – überwiegend autorbezogen, zuweilen auch autor-übergreifend bis zur Erfassung einer ganzen Lyrikform (Elegie, Iambos, Melos) oder Formvariante (Monodie, Chorlied), selten gattungsdeckend – immer schon gegeben, zum System einer Lyriktheorie jedoch sind sie nie zusammengearbeitet worden (der platonisch-aristotelische „Ausschluß der kleinen, zumal der lyrischen Gattungen“⁶ mag dabei die 'theoretische Hemmschwelle' unbewußt erhöht haben).

Der Theorieverzicht der gräzistischen Lyrikforschung stellt sich in drei Hauptformen dar:

1. als *unbewußter* Theorieverzicht, d.h. als Selbstverständlichkeit des Anspruchs, frühgriechische Lyrik mit dem herkömmlichen philologischen Instrumentarium (vertiefte Griechischkenntnis, Metrik-Kenntnis, Kenntnis der Überlieferungslage, literarhistorische Kenntnisse) angemessen verstehen und interpretieren zu können. Die Interpretation erfolgt hier aus dem jeweils gängigen zeitgenössischen Lyrikverständnis heraus, das durch die Rezeption insbesondere der Muttersprachenlyrik und deren institutionell bedingte Interpretation in Schule und Öffentlichkeit

⁵ Erstedition: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 14, 1974, 97 ff. (Merkelbach und West); jetzt Fr. 196 a im 'Delectus' West; Echtheitsdebatte in der Zeitschrift 'Poetica' 6, 1974 (nach der Verbindung der beiden Hesychzitate [im Testimonienapparat bei West] kann an der Echtheit kaum mehr ein Zweifel bestehen).

⁶ M. Fuhrmann, Einführung in die antike Dichtungstheorie, Darmstadt 1973, 125.

bestimmt ist. Gemildert nur durch ein gewisses Maß an 'historischer Interpretation' (nach A. Boeckh)⁷, findet hierbei eine dauernde Spontan-Übertragung moderner Kategorien auf den antiken Gegenstand statt.

Diese Art des Zugangs herrschte vor allem im 19. Jh. vor, reicht aber durchaus bis in die Gegenwart hinein (sie liegt z.B. weitgehend in M.L. Wests Lyrik-Darstellung von 1981 im 'Neuen Handbuch der Literaturwissenschaft' vor)⁸;

2. als *bewußter* Verzicht auf Theorie schlechthin, d.h. als Ablehnung von Literarästhetik bzw. Poetologie überhaupt. Zur Grundhaltung erhoben ist diese Position z.B. von Wilamowitz in seiner einflußreichen 'Griechischen Literatur des Altertums' (³1912): „So bleibe auch ungefragt, wie sich die modernen Theorien von Lyrik mit den Tatsachen der hellenischen Praxis vertragen. Wenn diese nur verstanden wird, kann sich jeder die Rechnung selbst aufmachen.“⁹ Die verständnisfördernde Funktion von Theorie (die Wilamowitz z.B. im Falle der aristotelischen Poetik natürlich anerkennt) wird hier verkannt. Die Folgen für die Interpretation sind grundsätzlich die gleichen wie bei 1.

Auch diese Haltung ist nach wie vor verbreitet und äußert sich gerade in der Schulpraxis bekanntlich gern als pauschale Ablehnung des 'theoretischen Krams' (woraus sich ganze Generationenkonflikte in den Lehrerkollegien zu entwickeln pflegen);

3. als bewußter Verzicht auf eine *eigene* Theorie und (ersatzweise) Übernahme fremder Lyrik- (Dichtungs-, Literatur-) Theorien. Das Bedürfnis nach 'höheren Gesichtspunkten', das als Reaktion auf das Scheitern des Totalitätsanspruches der positivistisch-historischen 'Altertumswissenschaft' in der Zeit zwischen Jahrhundertwende und erstem Weltkrieg stark geworden war (Werner Jaegers Basler Antrittsvorlesung von 1914!¹⁰), führte seit den zwanziger Jahren zur Abkehr von der Historie und zur Hinwendung zu den Geisteswissenschaften im engeren Sinne, besonders zur Philosophie und Soziologie, zur Germanistik und zur entstehenden Literaturtheorie in ihren verschiedenen ideologischen Ausprägungen; ihren Höhepunkt erreichte diese Bewegung, deren Folge die Abspaltung einer neukonzipierten 'Klassischen Philologie' als Literaturkunde von der umfassenden Altertumswissen-

⁷ G. Jäger, Einführung in die Klassische Philologie, München ²1980, 104 f.; vgl. A. Hentschke – U. Muhlack, Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie, Darmstadt 1972, 88-96.

⁸ M.L. West: Melos, Iambos, Elegie und Epigramm, in: *Neues Handbuch der Lit.-Wiss.*, hrsg. von K.v. See, Bd. 2: Griechische Literatur, hrsg. von E. Vogt u.a., Wiesbaden 1981, 73-142 (z.B. zu Sappho: „Wir haben den Eindruck, daß die Gegenwart dieser Frau eine Art beseehlenden Glanzes auf ihre Umgebung wirft. Das ist echte Dichtung“: 98).

⁹ Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische Literatur des Altertums. In: Die Kultur der Gegenwart (18). Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Hrsg. v. P. Hinneberg, Leipzig/Berlin (1906) ³1912, 34 f.

¹⁰ W. Jaeger, Philologie und Historie, in: Humanistische Reden und Vorträge, Berlin ²1960, 1-16. Dazu u.a.: K. Reinhardt, Die Klassische Philologie und das Klassische, in: Von Werken und Formen, Godesberg 1948, 440 f.; Hentschke – Muhlack (s. oben Anm. 7) 128 f.; Verf., Perspektiven der Gräzistik, Freiburg – Würzburg 1984, 8 ff.

schaft war, in der Geburt des dritten Humanismus auf der Naumburger Fachtagung 1930. Die geschichtliche Komponente der Disziplin, hinter die nicht mehr zurückgegangen werden konnte, wurde nun 'aufgehoben' in der Konzentration auf die *Ideen-* und *Geistesgeschichte*¹¹; in den Arbeiten Werner Jaegers (besonders in der 'Paideia'), Rudolf Pfeiffers, Bruno Snells, Wolfgang Schadewaldts und – als gewisser Höhepunkt – Hermann Fränkels nahm die geistesgeschichtliche Frageweise eine zentrale Stellung ein (die konkreten Übernahmewege und Verbindungslinien zu den geisteswissenschaftlichen Nachbardisziplinen sind im Detail noch kaum erhellt). Für die Lyrik-Interpretation bedeutete dieser generelle Wandel des Selbstverständnisses der Disziplin (1) thematisch: die bis heute im Vordergrund gebliebene Frage, welche Idee zu welchem Zeitpunkt von welchem Lyriker aus welchem innerliterarischen Vorbild bzw. Keim mit welcher Nachwirkung neu in die Welt gebracht worden sei (Stichworte sind die 'Entdeckung' des Geistes, das 'Erwachen' der Persönlichkeit, usw.), (2) methodisch: die Anlehnung an die Literaturbetrachtungsweisen der Nachbarphilologien, insbesondere der Germanistik, und der philosophischen Hermeneutik; die Folge war hier eine (selten präzise reflektierte) Übernahme der verschiedensten theoretischen Ansätze (Autonomie- und Genie-Ästhetik, New Criticism; aber auch marxistische Theorie-Ansätze, Kritische Theorie [z. B. Adorno, Habermas], hermeneutische Theorie [Gadamer], neuerdings Rezeptionsästhetik und -geschichte)¹².

Von diesen drei Formen des Theorieverzichts war und ist die dritte zweifellos die fruchtbarste, indem sie theoretische Aspekte in die gräzistische Lyrik-Interpretation überhaupt hineinbringt und (günstigenfalls) durch die Evidenz entsprechender interpretatorischer Erfolge die Nützlichkeit von Theorie an sich erweist; doch kann auch dadurch die eigentliche Forderung natürlich nicht erfüllt werden: Die Gesetze eines Gegenstandsbereichs sind präzise nur durch die Analyse seiner selbst zu ermitteln, nicht durch analogische Applikation von Analyse-Verfahren, die an ähnlichen Bereichen entwickelt wurden.

Es ergibt sich: Die außergewöhnliche Lückenhaftigkeit ihres Materials hat die gräzistische Lyrikforschung – ohnehin Teil einer wenig theoriefreudigen Disziplin – an die Entwicklung einer eigenen Lyrik-Theorie noch kaum denken bzw. sie darauf verzichten lassen. In Wartehaltung verharrend hat sie statt dessen hier und da Fremdtheorien übernommen und mit deren Hilfe bestimmte Aspekte der frühgriechischen Lyrik – vor allem den (diachronischen) Aspekt ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung – zum Thema gemacht. Wie frühgriechische Lyrik konstituiert und als System strukturiert ist, wie sie im Einzelfall entsteht, wie sie 'funktioniert' hat, wodurch und wie sie wirken wollte und gewirkt hat –, diese (synchronische) Analyse hat die Lyrikforschung bisher allenfalls ansatzweise in den Blick genommen; eine Poetik der frühgriechischen Lyrik (ebenso übrigens wie des Epos) steht noch aus.

¹¹ Hentschke – Muhlack 130 f. 132-135.

¹² Vgl. bei Jäger (oben Anm. 7) das Kapitel 'Hermeneutik als Theorie der Interpretation'.

2. Die neuen Tendenzen

Mit den großen Lyriker-Ausgaben von Page (PLF 1955, PMG 1962) wurden die Textfragmente in nie zuvor verfügbarer Fülle, Vollständigkeit und Aufbereitung präsentiert. Etwa gleichzeitig wurde umfassend der erreichte Stand der Interpretation dokumentiert: 1951 erschien in New York Hermann Fränkels 'Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums' (der deutschen Fachwelt 1955 von H. Gundert in einer ausführlichen Gnomon-Besprechung vorgestellt), 1955 in Oxford D.L. Pages großer Sappho- und Alkaios-Kommentar¹³. Wenn irgendwann, so war jetzt der Zeitpunkt für einen Neuansatz der Lyrikforschung gekommen. Um so erstaunlicher mutet es aus heutiger Sicht an, daß das Erscheinen dieser Werke weithin offenbar eher als eine Art krönenden Abschlusses empfunden wurde. Als der Neuansatz dann wirklich kam, ging er nicht von Deutschland oder England, sondern von Italien aus. Dort war in den sechziger Jahren unter dem Patronat des 'Consiglio Nazionale delle Ricerche' der 'Gruppo di Ricerca per la Lirica Greca e la Metrica Greca e Latina' an der Universität Urbino begründet worden. Unter der Leitung von Bruno Gentili begann diese Forschergruppe eine rührige und produktive Tätigkeit. Das Schwergewicht lag auf der Editions- und Kommentierungsarbeit. In rascher Folge erschienen in der Reihe 'Lyricorum Graecorum quae exstant (Collana di Testi Critici, diretta da Bruno Gentili)', die 1958 mit Gentili's *Anacreon* eröffnet worden war, Tarditi's *Archilochus* (1968), Prato's *Tyrtaeus* (1968) und Martina's *Solon* (1969); inzwischen sind 1980 noch das 2. *Theognis*-Buch von Vetta und 1984 der *Alcman* von Calame gefolgt; Mimnermos, Hipponax, Semonides, Sotades und Pindar sind in Vorbereitung. Begleitet wurde diese Reihe von zahlreichen 'flankierenden' Erklärungsschriften in der Reihe 'Filologia e Critica' (diretta da Bruno Gentili) sowie von Interpretationsaufsätzen in der neubegründeten Zeitschrift 'Quaderni Urbinati di cultura classica' (Direttore: Bruno Gentili). Darüber hinaus wurde die Erneuerung von Diehls 'Anthologia Lyrica Graeca' in Angriff genommen (die Elegiker, herausgegeben von Gentili und Prato, sind inzwischen bereits erschienen).

Ziel aller dieser Arbeiten war und ist die Überwindung des Zustands der Theorielosigkeit zunächst im Bereich der Interpretationsgrundlagen: Ausgangspunkt der Interpretation soll die Anerkennung und Zugrundelegung des 'pragmatischen' Charakters der frühgriechischen Lyrik sein, d.h. ihrer (schon vom Historismus erkannten) Eigenart, überwiegend anlaßgebundener, zweckbestimmter und singulärer (also ursprünglich nicht auf Wiederholung im Sinne von 'Kunstkonsum' zielender) Dialog zu sein. Dieses Konzept ist natürlich als Gegenposition zu den überwiegend autonomieästhetisch orientierten Interpretationsweisen der unmittelbar vorangegangenen Epoche entstanden (in Italien vorzüglich durch Benedetto Croce repräsentiert). Die Grundhaltung ist dementsprechend anti-idealistisch (woraus u.a. auch Sympathien und Bindungen zur marxistischen Literaturtheorie resultieren). — Als exemplarische

¹³ D. Page, *Sappho and Alcaeus. An Introduction to the Study of Ancient Lesbian Poetry*, Oxford 1955 (zuletzt 1983).

Realisation des Programms kann Prato's *Tyrtaeus* (1968)¹⁴ gelten: Grundlage der Textdeutung muß die Einbettung der Appelldichtung des Tyrtaios in die historische Situation seiner Zeit und seiner Kultur sein („lo studio della civiltà in cui visse e operò uno scrittore del passato“: VII). Die ‚Produktionsbedingungen‘ des Dichters dürfen nicht ‚im deformierenden Licht anachronistischer Geschichtstranspositionen‘ (Tyrtaios ein anderer Theodor Körner) gesehen und ‚nach dem Maßstab rigider ästhetischer Formeln‘ (dies gegen Croce) beurteilt werden, sondern sie sind zu sehen „nel momento politico, economico, sociale nel quale l'artista operò e dal quale ricevette gli impulsi più immediati per la sua poesia“ (20*). Innerliterarische Einflüsse und Impulse (im Sinne der Geistesgeschichte), insbesondere der Einfluß des Epos und speziell Homers, sind bei der Interpretation selbstverständlich zu berücksichtigen, aber nicht im Sinne eines freischwebenden Dialogs der Geister, sondern als natürlicher Bestandteil der durch einen „vasto patrimonio linguistico“ mitgeprägten konkreten Lebenssituation eines griechischen λόγιος ἀνὴρ des 7. Jh. (25* f. 21*. 48*).

An diesem Konzept ist zunächst (methodologisch) wichtig, daß mit ihm die Lyrik-Interpretation überhaupt unter eine Leitidee gestellt wurde. Als Folge des oben dargestellten Theorieverzichts hatte sich ja eine Interpretationshaltung ergeben, die noch 1972 in einer ‚Einführung in die Geschichte der Klassischen Philologie‘ so beschrieben werden konnte:

„So werden heute z. B. an ein Gedicht vielerlei Aspekte und Methoden herangetragen, ohne daß auf ihre Beziehung untereinander, noch auf den Zweck ihres Gebrauchs reflektiert wird [...] Die Verselbständigung der Spezialgebiete führt zur Orientierungslosigkeit derer, die in ihnen arbeiten.“¹⁵

Aus dieser Orientierungslosigkeit wies die Urbiner Gruppe einen Weg. Es schien überdies – das war und ist der *praktische* Gewinn – ein Weg zumindest in die richtige Richtung zu sein. Er ließ den ästhetischen Bereich, dem sich die Interpretation in der vorangegangenen Generation aus Überdruß am Positivismus zu ausschließlich (und wohl auch methodisch verfrüht) zugewandt hatte, zunächst einmal seitab liegen und knüpfte – hinter den dritten Humanismus zurückgehend – an den Weg des Historismus speziell Wilamowitzscher Prägung an (vgl. etwa Karl Reinhardt zu Wilamowitz' ‚Einleitung in die attische Tragödie‘: „[...] schlägt seine Definition der griechischen Tragödie in ihrem historischen Realismus allen ästhetischen, romantischen und klassizistischen Spekulationen ins Gesicht [...] Kein Wort vom Tragischen. Um so anschaulicher die Schilderung der Vorbereitungen, des Publikums in Erwartung der Aufführung ...“; und allgemein: „[...] wie er bemüht ist, den Buchstaben in die Umwelt zu versetzen, die ihn erst belebe. Den Umwelten entheben sich ihm die Individuen. In seinen Lyrikern – ‚Sappho und Simonides‘ – trägt ihm das überraschende Früchte. Seiner ‚Hellenistischen Dichtung‘ geht ein ganzer Band Umwelt-

¹⁴ Siehe unten das ‚Verzeichnis der Ausgaben‘.

¹⁵ Hentschke – Muhlack 136.

schilderung voraus"¹⁶; und vgl. Hentschke—Muhlack: „Wilamowitz ging es darum, geistige Produkte, vor allem die Dichtung, in ihr historisches Milieu zu stellen"¹⁷. Selbstverständlich wurde dieser Weg nicht einfach wiederholt, sondern weitergeführt und dabei zeitgemäß verbreitert. Mit dem Historismus alter Prägung verbunden sich jetzt die in der Geschichtswissenschaft und -philosophie inzwischen stark nach vorn drängenden gesellschaftswissenschaftlichen sowie die hinzugewonnenen geisteswissenschaftlichen Betrachtungsweisen (während von Wilamowitz Reinhardt noch hatte sagen können: „Nach soziologischen oder gar geistesgeschichtlichen Analysen darf man allerdings bei ihm nicht suchen“)¹⁸. Hinzu trat der vor allem in der neueren Linguistik beherrschend gewordene Struktur-, System-, Funktions- und Synchroniegedanke. Das gesellschaftliche 'Umfeld' des Dichters, und zwar *als System*, trat in den Vordergrund. Wirtschafts- und Sozialgeschichte wurde wichtig, aber auch — in Italien viel eher als in Deutschland — die Psychodynamik des Übergangs von einer Mündlichkeits- zu einer Schriftlichkeitskultur (mit deren systematischer Erforschung in den zwanziger/dreißiger Jahren Milman Parry und seine Schule begonnen hatten und die inzwischen in den USA zu einem eigenen Forschungsgegenstand geworden war)¹⁹. Was der Historismus begonnen hatte, die durch möglichst präzise Faktenrekonstruktion ermöglichte Distanzierung des antiken Kunstwerks und seine 'objektive' Wiedereinbettung in seine originäre Entstehungs-, Darbietungs- und Wirkungssituation, das wurde hier nun unter Einbeziehung neuer Detailkenntnisse und reflektierterer Fragestellungen fortgeführt. Das Ergebnis war, daß die Lyrikerfragmente zusehends schärferes Profil gewannen. Eine neue Sachlichkeit kam in der Lyrikdeutung auf. Manchem der frühen griechischen Lyriker tat das gut. Die Überreste der Kampfappelle des Kallinos und des Tyrtaios etwa verloren durch ihre konsequente Beziehung auf die zur Zeit ihrer Entstehung in Ephesos bzw. Sparta das Denken der Verantwortlichen beherrschende Existenzbedrohung viel von ihrem scheinbar überzeitlich gemeinten patriotischen Pathos und wurden zu situationsbedingten Dokumenten einer schwer lastenden politischen Realität²⁰. Alkmans großes Mädchenchorlied (Fr. 1) verlor in einer großangelegten Untersuchung der griechischen Jugenderziehungs-Institutionen des 7./6. Jh. viel von seiner scheinbar poetisch begründeten Rätselhaftigkeit und wurde zum Exempel eines institutionelle Bedürfnisse befriedigenden Initiationsliedtypus²¹. — An Beispielen wie diesen können die Verdienste und Chancen dieser Forschungsrichtung deutlich werden, aber auch ihre Grenzen und Gefahren. Auf sie wird später einzugehen sein.

¹⁶ K. Reinhardt: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, in: Vermächtnis der Antike, Göttingen 1960, 366.

¹⁷ Hentschke—Muhlack 131.

¹⁸ Siehe oben Anm. 16 (S. 367).

¹⁹ Verf., Perspektiven der Gräzistik, Freiburg—Würzburg 1984; Homer. Tradition und Neuerung, Darmstadt 1979 (WdF 463), Einführung.

²⁰ C. Prato, Tyrtaeus (Introduzione); Verf., Kampfpäranese ..., München 1977 (Zetemata 66), 'Methodologische Vorüberlegungen' sowie S. 21-26.

²¹ C. Calame, Les choeurs de jeunes filles en Grèce antique, Rom 1977.

Die italienische Forschergruppe machte (zumindest in der frühen Phase ihrer Tätigkeit, Ende der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre) zwar den *gesamten* historischen Ort des lyrischen Kunstwerks, mit allen seinen Einzelkomponenten, zum Ausgangspunkt der Interpretation, wandte jedoch den größeren Teil ihres Interesses dem *Autor* zu: unter welchen historischen Bedingungen wächst der Autor auf, wie und wodurch wird er geistig geprägt, welche soziale Schicht repräsentiert er, welche zeitgenössischen Stimmungen, Denkbewegungen, Fragestellungen etc. schlagen sich, ihm unbewußt, in seinem Werke nieder bzw. welche betont er, usw. Weniger Aufmerksamkeit galt dem *Publikum*, dem anderen der beiden Partner im Kommunikationsprozeß 'Autor – Hörer/Leser' ('Produzent – Rezipient'). Ihm wandte sich die gräzistische Lyrikforschung – in Aufnahme der italienischen Anregungen, vor allem aber im Gefolge einer entsprechenden Wendung insbesondere der deutschen Germanistik und Literaturwissenschaft – Ende der siebziger Jahre in der Bundesrepublik zu. Zur *produktionsästhetischen* Betrachtungsweise trat damit die *rezeptionsästhetische*²². Beide waren im 'Pragmatismus' der Urbiner Schule angelegt: Produktion und Rezeption als die beiden Pole des Kommunikationsprozesses sind Teile der pragmatischen Gesamtsituation des Kunstwerks, ihre Erforschung – wenn sie denn schon aufgespalten werden soll – fällt also zwei Teildisziplinen dessen, was man 'Werkpragmatistik' nennen könnte, zu.

Vor der genaueren Darlegung der Ziele dieser Richtung sind angesichts des hohen Originalitätsanspruches, mit dem die Rezeptionsforschung zuweilen auftritt, ein paar historische Erinnerungen vielleicht nicht überflüssig. – Selbstverständlich war die Frage nach den Bedingungen der Werkaufnahme, nach der Beschaffenheit des intendierten und des tatsächlichen Publikums – des primären wie des sekundären (d.h. des örtlich größeren und/oder zeitlich späteren) –, nach der Art der Implikation dieses Publikums in das Werk schon während des Schaffensprozesses, nach der Wirkung des Werkes auf das Publikum und nach der Technik des Künstlers, diese Wirkung zu erzielen – diese ganze Fragestellung war natürlich immer schon ein Bestandteil theoretischer Beschäftigung mit Literatur. Vielleicht wäre es nützlich zu erkennen, daß sie sogar zu denjenigen Fragestellungen gehört, aus denen sich Literaturwissenschaft im 5. Jh. v. Chr. überhaupt entwickelt hat; denn damals war es ja, daß sich die *Rhetorik* bewußt als Technik der Publikumssteuerung in der Sophistik zu etablieren begann und prompt einer ersten Diskussion (und bald auch gnadenlosen Destruktion in der aristophanischen Komödie und im platonischen Dialog) unterzogen wurde. Von besonneneren Vertretern der modernen Rezeptionsforschung ist dieses hohe Alter ihrer Disziplin auch durchaus bemerkt worden (ebenso wie die Tatsache, daß die gesamte antike Poetik von der impliziten Poetik Homers bis zur expliziten des Aristoteles, Horaz, Longin usw. im Kern

²² Beste Einführung: W. Barner, Neuphilologische Rezeptionsforschung und die Möglichkeiten der Klassischen Philologie, in: *Poetica* 9, 1977, 499-521; Ders., Rezeptions- und Wirkungsgeschichte, in: *Literaturwissenschaft. Grundkurs 2* (Rowohlt-Taschenbuch Nr. 6277), Hamburg 1981, 102-124.

Wirkungsästhetik ist)²³. Wahr bleibt freilich, daß nicht nur die Philologen der neueren Literaturen, sondern auch die Klassische Philologie diesem Aspekt des sprachlichen Kunstwerks lange Zeit nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt haben – obgleich hier in der einschlägigen Debatte meist zu rasch geurteilt und verurteilt wird: eine genauere Prüfung würde im Falle der Klassischen Philologie zeigen, daß die rezeptionsästhetische Fragestellung ganz sachgemessen immer bei denjenigen Literaturformen besonders stark in den Vordergrund rückte, bei denen der direkte Publikumsbezug besonders augenfällig *sinnbildend* ist, also vor allem bei den auf unmittelbare Wirkung zielenden ursprünglich mündlichen Formen wie Drama (Komödie, Tragödie, Satyrspiel) oder Rede (politische und Gerichtsrede); wo dagegen das Werk schon vom Autor selbst auf beliebig häufige Wiederholbarkeit der Rezeption, also auf 'Rezeptivität', angelegt ist (etwa Thukydides' *κτῆμα ἐς ἀεί*; Ennius' *volito vivos per ora virum*; Horazens *monumentum aere perennius*: Geschichtsschreibung, literarische Epik, 'Gedankenlyrik'), da hielt sich die rezeptionsästhetische Kommentierung der Klassischen Philologie zu Recht zurück bzw. trat sie sachgemessen eher in der Variante 'Nachlebensforschung' (~Rezeptionsgeschichte) auf. Selbstverständlich war die theoretische Bewußtheit solchen rezeptionsästhetischen bzw. -geschichtlichen Vorgehens *avant la lettre* gering. Auf der anderen Seite ist aber in solchen Arbeiten der hohe theoretische Anspruch der modernen Rezeptionsforschung praktisch oft bereits in vorbildlicher Weise eingelöst. Der wichtigste Kritikpunkt an der heutigen Rezeptionsforschung lautet ja: „Zwischen hoher Theoretizität auf der einen und der reinen Materialaufarbeitung bzw. Dokumentation auf der anderen Seite klappt in vielen Fällen eine als unbefriedigend empfundene Lücke. Von manchen wird sie sogar als die Fragestellung selbst kompromittierend gedeutet" (W. Barner)²⁴. In den Textkommentaren der *Gräzistik und Latinistik* feiert dagegen meist umgekehrt die „reine Materialaufarbeitung bzw. Dokumentation" Triumphe, gerade auch innerhalb solcher Fragehorizonte wie 'Was setzt der Autor mit dieser bestimmten Aussage bei seinem Publikum voraus? In welcher Richtung steuert er es mit gerade dieser Formulierung seiner Aussage? Welche bereits einkalkulierte Reaktion auf seine Aussage macht sich der Autor für die Formulierung der Fortsetzung seiner Aussage zunutze?' usw. Heutige literaturwissenschaftliche Fragerichtungen sollten, wenn sie auf sich selbst reflektieren, erkennen, daß sie in der Regel nur (entsprechend der fortschreitenden 'Mikroskopierung' von Wissenschaft in der modernen technischen Welt) relativ winzige Teilphänomene eines früher mit Selbstverständlichkeit gehandhabten Interpretations-Gesamtverfahrens herausgreifen und zu einem eigenen – entsprechend großdimensionierten – Problemfeld mit entsprechend zahlreichen terminologischen Neuprägungen zur separaten Bezeichnung von Mikro-Einheiten größerer (seit jeher bekannter) Komponenten und Abläufe ausbauen; falls sich die betreffenden 'Mikro-Ingenieure' dann in ihrem neugeschaffenen Mikroprozessoren-System häuslich

²³ Barner 1977, *passim*; 1981, 105.

²⁴ Barner 1981, 112.

einrichten, kann es ihnen so vorkommen, als sei ihre kleine Welt bereits die ganze. Die „überzogene[n] oder unreflektierte[n] Totalansprüche“, die Barner mit Recht rügt²⁵, kommen daher. In Wirklichkeit hat natürlich auch die rezeptionsästhetische Fragestellung, wie Barner zu betonen nicht müde wird, entsprechend ihrem Forschungsgegenstand (der ein winziges Teiglied des Gesamtphänomens 'sprachliches Kunstwerk' ist) nur Aspektcharakter²⁶, und der Aspekt, den sie hervorhebt, hat überdies nicht für jede Literaturgattung und -form und nicht für jedes Einzelwerk gleiche Erheblichkeit. Darauf kommen wir bei der Kritik der neuen Tendenzen zurück.

Unter denjenigen Wortkunstformen, die der rezeptionsästhetischen Fragestellung besonders fruchtbare Ansatzmöglichkeiten bieten, stehen die *situationsbezogenen mündlichen* obenan. Das erklärt sich daraus, daß mündlich darzubietende situationsbezogene Wortkunstwerke sich wegen der unmittelbar gegebenen Kontroll- und Reaktionsmöglichkeiten des Publikums gewissenmaßen stärker gegen möglichen 'Einspruch' absichern müssen, d.h. sich mittels impliziter Kritikabweisung und Sympathiegewinnung in ihrer Aussage- und Wirkungsabsicht behaupten und durchsetzen müssen. Da solche Werke infolgedessen mit rezeptionslenkenden Signalen – also mit 'Rezeptionsvorgaben', 'Rezeptionsvorpägungen' usw. – besonders dicht und massiv durchsetzt sind, bieten sie der rezeptionsästhetischen Interpretation besonders leichte und zugleich besonders sinnerhellende Zugriffsmöglichkeiten. Dieser Kunstwerktyp liegt nun gerade in den Schöpfungen der frühgriechischen Lyriker vor. Ihre Situationsbezogenheit ist, wie weiter oben bereits ausgeführt, schon im 19. Jh. als wesensprägend erkannt worden. Ihre Mündlichkeit – Mündlichkeit natürlich nur der *Darbietung* – war zwar ebenfalls seit jeher bekannt – besonders hervorgehoben wurde sie z.B. in den einschlägigen Arbeiten von Richard Harder („Die ganze altgriechische Literatur ist gleichsam auf der Bühne rezitiert“)²⁷ und R. Muth („an ein Lesepublikum ist für Jahrhunderte nicht zu denken“)²⁸, den Nachweis hatte bereits F.A. Wolf in den 'Prolegomena ad Homerum', § 17, geführt –, sie war aber in der praktischen Interpretationsarbeit merkwürdig unfruchtbar geblieben. Die weithin bekannten Interpretationen etwa von Hermann Fränkel (der an sich natürlich ebenfalls von der Mündlichkeit der Darbietung ausgeht: er redet nur von 'Sprecher' oder 'Sänger') und Max Treu belegen das. Hier trat ein Wandel ein durch die allmähliche Aufnahme der amerikanischen Oral poetry-Forschung auch in Europa. Schon die Forschergruppe um Gentili hatte dem Aspekt der Mündlichkeit frühgriechischer Lyrik-Darbietungen besondere Aufmerksamkeit gewidmet²⁹. Zum methodischen

²⁵ Barner 1981, 112.

²⁶ Barner 1977, 520 und öfter.

²⁷ R. Harder, Bemerkungen zur griechischen Schriftlichkeit, in: Die Antike 19, 1943, 86-108 (= Kleine Schriften, München 1960, 57-80), hier 105.

²⁸ R. Muth, Randbemerkungen zur griechischen Literaturgeschichte. Zur Bedeutung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit der Wortkunst, in: WSt 79, 1966, hier: 252.

²⁹ Siehe z.B. Prato, Tyrtæus 49* f.; vgl. G. Cerri's Besprechung von Adrados' 'Origenes de la lirica griega' im Gnomon 52, 1980, 607 f. (mit Literaturangaben).

Angelpunkt gemacht wurde dieser Aspekt aber erst in jenem Buch, das die erste praktische Erprobung der Rezeptionsforschung in der Gräzistik bedeutete, in Wolfgang Röslers 'Dichter und Gruppe. Eine Untersuchung zu den Bedingungen und zur historischen Funktion früher griechischer Lyrik am Beispiel Alkaios' (1980)³⁰. Das Buch hat beachtliche Bewegung in die Lyrikforschung gebracht, wie u.a. die Besprechungen zeigen, die von fast jubelnder Zustimmung (erwartungsgemäß von italienischer Seite) über partielle Anerkennung und prinzipielles Unverständnis bis zu heftiger Ablehnung, ja Entrüstung reichen³¹. In jedem Falle hat das Buch das Verdienst, den oben gekennzeichneten Zustand der Theoriearmut innerhalb der gräzistischen Lyrik-Interpretation beendet und das theoretische Bewußtsein allgemein geschärft zu haben. Eine eingehende Würdigung ist an anderer Stelle gegeben³². Hier sei nur festgehalten, daß es dem Autor in der Tat gelungen ist, mit dieser Vorlage einer „funktionsorientierte[n] Textbetrachtung, die unter Berücksichtigung aller relevanten Faktoren zunächst die kommunikative Intention herausarbeitet, die der Verfasser im Hinblick auf sein historisches Publikum verfolgte" (12), die von ihm erhoffte „methodische Umorientierung" (23) zumindest in den Gesichtskreis der gräzistischen Lyrikforschung zu rücken. Unterscheidungen wie die zwischen 'primärem' und 'sekundärem' Publikum (Alkaios' Hetairie auf der einen, wir als ursprünglich nicht intendierte Rezipienten auf der anderen Seite), zwischen frühgriechischer Hör- und klassischer Lesepoesie, zwischen *μελο-ποιói*, 'Liedermachern', und Buchdichtern, zwischen kommunikationsorientierter Anlaßkunst und publikumsferner, auf Zeitlosigkeit zielender monologischer 'self-expression' des 'einsamen Ich'³³ werden bei der künftigen Interpretationsarbeit nicht mehr unberücksichtigt bleiben können. In welcher *Weise* sie fruchtbar gemacht werden sollen, ist eine andere Frage.

Eines der zentralen Probleme, für die Röslers funktionsorientierter Ansatz eine größere Sensibilität angebahnt hat, ist die Bestimmung des Ausmaßes, in dem die mündliche Darbietungsweise die Produktion und die Produktgestaltung in der frühgriechischen Lyrik beeinflußt haben könnte. Mit der näheren Untersuchung dieser Frage hat Rösler kürzlich selbst begonnen: In einem Aufsatz im 9. Band der 'Würzburger Jahrbücher'³⁴ hat er versucht, die Funktion und die Bedeutsamkeit der *Deixis* für das Verständnis einer Dichtung aufzuweisen, die offensichtlich häufig noch ganz konkret zeigt: 'du da', 'der dort drüben', 'diese Stadt hier', usw. Es ist klar, daß Rezeptionsästhetik hier unmittelbar interpretationserheblich werden kann.

³⁰ Habilitationsschrift Konstanz 1977, München (Fink) 1980.

³¹ Gabriele Burzacchini, *Gnomon* 54, 1982, 113-117 („Accade perciò raramente di dissentire": 117); Verf., *Gymnasium* 89, 1982, 337-339; H. Eisenberger, *GGA* 233, 1981, 24-38; Th. Gelzer, *Poetica* 14, 1982, 321-332. Vgl. Verf., *Perspektiven der Gräzistik*, 23-27.

³² *Gymnasium* 89, 1982, 337-339.

³³ Dazu W. Röslers Besprechung von O. Tsagarakis, *Self-Expression in Early Greek Lyric, Elegiac and Iambic Poetry* (Wiesbaden 1977), im *Gnomon* 52, 1980, 609-616.

³⁴ W. Rösler, Über *Deixis* und einige Aspekte mündlichen und schriftlichen Stils in antiker Lyrik, in: *WüJbb N.F.* 9, 1983, 7-28.

Rösler hat sich in seiner Untersuchung zu Recht zunächst auf die *Unterschiede* konzentriert, die in diesem Punkte zwischen der frühgriechischen und der späteren Lyrik bestehen oder zu bestehen scheinen. Ausgehend von einem Deixis-Modell, das der Sprachphilosoph Karl Bühler 1934 in seinem Werk 'Sprachtheorie' vorgelegt hat, zeigt Rösler gut, wie die mündlich vorgetragene frühgriechische Lyrik im Zeigebereich durch „faktische 'Demonstratio ad oculos'“ geprägt wird, die schriftlichkeitsbestimmte Buchlyrik dagegen durch „mentale 'Deixis am Phantasma'“. Wenn z.B. Sappho im sog. Arignota-Lied³⁵ (Fr. 96 V.) die inzwischen drüben in Lydien verheiratete Freundin Arignota den Mädchen ihres Kreises als sehnsuchtsvoll nach Mytilene Herüberdenkende vorstellen will, muß sie die kleinasiatische *Küste* nicht erst als Imaginationsgebilde beschwören, sondern sie kann mit einem *κῆθι*, 'dort drüben' (V. 18), auf diese Küste, die ja von Mytilene aus (normalerweise) gut sichtbar ist, einfach hindeuten; Catull dagegen muß im Phasellus-Gedicht, wenn er seinen Lesern das Schiff vorstellen will, mit 'ille' ('Phasellus ille'), mit 'videtis' und mit der Anrede 'hospites' ein imaginäres Zeigfeld, in dem es ihn selbst, ein Schiff, Fremde und ein Betrachten des Schiffes gibt, erst *erzeugen*. Der Unterschied ist natürlich signifikant, und schon im Alkaios-Buch hatte Rösler gut gezeigt, zu welchen abstrusen Fehldeutungen eine Lyrik-Interpretation führt, die diesen Unterschied ignoriert: wenn etwa Fränkel den Alkaios dafür tadelt, daß er im Trinklied Nr. 338 V. einfach mit 'Da regnet es!' beginnt (*ἕλει μὲν ὁ Ζεὺς*), ohne klarzumachen, daß dies von drinnen, von der warmen Stube aus gesagt sei, während Horaz mit dem einleitenden Appell '*vides ut alta stet nive candidum/Soracte*' (c. 19) doch viel klarer und überlegener den Blick des Lesers erst einmal aus dem mit diesem Appell imaginierten Fenster hinauslenke. In Wahrheit – so sagt Rösler wohl richtig gegen Fränkel – besteht *kein* Unterschied (und also kein Grund zur Alkaiosschelte), weil Alkaios das Zeigfeld, in dem er mit seinen Gefährten und zugleich Zuhörern ja im Augenblick des Liedvortrages *sitzt*, nicht erst vorzustellen braucht, während Horaz es für die Phantasie des *Lesers* erst herstellen muß³⁶ (ich lasse hier allerdings die m.E. grundlegende Frage beiseite, ob sich nicht zumindest Alkaios selbst bei der Abfassung dieses Lieds eine auch situationsunabhängige Darbietung vorgestellt hat; hat er wirklich ein Lied gemacht, für dessen Vortrag er auf die spezielle Situation 'Symposion an einem Regentage' warten mußte?).

An Beispielen dieser Art kann Rösler zeigen, daß der synchrone Situationsbezug beim mündlichen Vortrag die frühgriechische Lyrik offenbar viel tiefer prägt, als es einer vom Umgang mit Leselyrik herkommenden Interpretation vertraut ist, und daß der moderne Interpret frühgriechischer Lyrik infolgedessen, wenn er das ursprüngliche Sinnsystem eines frühgriechischen Liedes wiedergewinnen will, sich – vom Vertrauten abstrahierend – noch viel bewußter aus seiner gewohnten Interpretationshaltung geradezu heraustreiben muß, als das in der bisherigen gräzistischen

³⁵ Gegen Page und mit Treu (Sappho, Tusculum-Bücherei ⁶1979, 215) und Snell (bei Voigt, S. 108) halte ich *ἀριγνώτα* hier für einen Eigennamen (im Nom.).

³⁶ Rösler, Dichter und Gruppe 251-255.

Lyrikdeutung meist üblich war. Die prinzipielle *Verschiedenheit* der beiden Lyrik-Ausprägungen ist damit dargetan.

Ohne schon an dieser Stelle in die grundsätzliche Kritik an den neuen Tendenzen einzutreten, sei in diesem konkreten Zusammenhang nur darauf hingewiesen, daß über der Betonung des Trennenden allerdings das Verbindende, das es zwischen den beiden Lyrik-Ausprägungen ja zweifellos *auch* gibt, zu kurz gekommen zu sein scheint. Im Bestreben, den Konsequenzen seiner Beobachtungen möglichst umfassende Geltung zu verschaffen, wird Rösler zu einer allzu schroffen und sauberen Polarisierung gedrängt: frühgriechische Lyrik, verhaftet im Hier und Jetzt situationsbezogener Darbietung, ist gleichbedeutend mit *Demonstratio ad oculos* – spätere Leselyrik, berechnet auf beliebig evozierbare freie Imagination, ist gleichbedeutend mit *Deixis am Phantasma*³⁷. Fiktion wäre somit der frühgriechischen Lyrik noch grundsätzlich wesensfremd. Dies ist zumindest der Eindruck, den der unvoreingenommene Leser des Aufsatzes mit fortschreitender Lektüre immer stärker gewinnen muß.

Es sollte eigentlich keiner genaueren Dokumentation bedürfen müssen, um die Unhaltbarkeit einer derartigen Kontrastierung aufzuweisen. Solange sprachliche Kommunikation besteht, ist *Demonstratio ad oculos* als *Deixis*-Funktion ebenso selbstverständlich wie *Deixis am Phantasma*. Jede Erzählung, Besprechung usw. schafft notwendig eine eigene sekundäre Wirklichkeit mit einem dazugehörigen sekundären (abgebildeten, imaginären, fiktiven) raumzeitlichen Koordinatensystem; Wortkunst ist nur ein Spezialfall sprachlicher Kommunikation und unterliegt somit der gleichen sprachimmanenten Gesetzmäßigkeit. Eine Verteilung der beiden Grund-*Zeigevarianten* an bestimmten Evolutionsstadien der Wortkunst wäre ein Kurzschluß. Mündlichkeit vollends hat mit einer bestimmten Form von *Deixis* gar nichts zu tun. Beschränkt sich mündliche Kommunikation strikt auf die Besprechung eines vor aller Augen liegenden real synchronen Gegenstands, dann wird natürlich *Deixis* in ihr vorwiegend bis ausschließlich als *Demonstratio ad oculos* auftreten. Sieht es hingegen mündliche Kommunikation auf die Schaffung von imaginären (für die Kommunikationsteilnehmer physisch nicht wahrnehmbaren und auch empirisch nicht erinnerbaren) Ereignis- oder Gedankenzusammenhängen ab, dann muß *Deixis* darin natürlich vorwiegend bis ausschließlich als *Deixis am Phantasma* auftreten (so ist ja das ganze Epos ein einziges 'Stellt euch vor!'). Es ist wahrscheinlich richtig, daß bei *Alkaios* *Deixis* vornehmlich als *Demonstratio ad oculos* auftritt. Das liegt aber nicht an der Mündlichkeit der alkaischen Lyrikdarbietung, sondern an ihrer außergewöhnlich hochgradigen Situationsbezogenheit. Diese ist natürlich eine Folge des durch *Alkaios'* *Lebensform* bedingten appellativen Charakters seiner Lieder. Das Leben dieses Mannes war geprägt vom politischen Kampf. Die Plattform dieses Kampfes war die politische Gesinnungsgruppe. Mit ihr ging *Alkaios* ins Exil, bereitete er die Rückkehr an die Macht vor, usw. Gegenwärts-

37 *Deixis*-Aufsatz (s. oben Anm. 34) 17. 28; Näheres s. Verf. (unten Anm. 41).

bezug, Appellcharakter ist für eine Dichtung, die ein solches Leben reflektiert, natürlich. Für andere Vertreter der frühgriechischen Lyrik treffen andere Lebensformen und entsprechend andere Redeformen zu. Hier gilt es zu differenzieren, und zwar – wie Rösler an anderer Stelle zu Recht betont – „ohne den Zwang, für alle lyrischen Gattungen generell geltende Antworten zu finden“, und indem man „zunächst den ‘Sitz im Leben’ zu erfassen trachtet, den die jeweiligen Texte ursprünglich innehatten“³⁸. In der Tat würde sich ja ein „funktionsorientierter Ansatz“, der sich nicht an der je speziellen Form und Aussageintention verschiedener Lyrik-Ausprägungen orientierte, selbst ad absurdum führen.

Wenn in einer bestimmten Ausprägung der frühgriechischen Lyrik statt der Redeform ‘situationsbezogene Besprechung’ die Redeformen ‘Erzählung, Erinnerung, Vorstellung, Reflexion u.ä.’ im Vordergrund stehen, dann ist für diese Lyrik-Ausprägung von vornherein die Deixis-Funktion ‘Deixis am Phantasma’ jedenfalls in Rechnung zu stellen. Wird einem Sprachkunstwerk, das sein *eigenes* Zeigfeld konstituiert und seinen eigenen Fiktionsraum schafft, eine *reale* Situation untergeschoben, in die es mit allen seinen Referenzsignalen ‘hineinpaßt’, dann kann das nur zu absurden Deutungen führen. Dies hat Rösler selbst klar gesehen und z. B. an Alkaios Fr. 6 (mit dem extrem deiktischen Beginn ‘Da kommt schon wieder eine Woge, die vom vergangenen Sturm herrührt’) im einzelnen erwiesen: ein realistisches Verständnis dieser Deixis wäre „absurd“³⁹. Daraus ist die Lehre zu ziehen, daß natürlich auch ein frühgriechischer Lyriker Vorstellungen und Situationsbilder, die er hat, im Lied zu einer Fiktionssituation gestalten kann, die dann auch *sein* Publikum, das doch physisch vor ihm sitzt, sich erst in seiner Phantasie ‘nachbilden’ muß. Da in diesen Fällen der „vorausgesetzte Wissens- und Wahrnehmungshorizont“⁴⁰ dieses primären Publikums dem jedes sekundären Publikums nur wenig überlegen ist (die Überlegenheit reduziert sich auf den Unterschied ‘Zeitgenossenschaft: Nachwelt’), tendiert hier die Bedeutsamkeit der Autopsie gegen Null, und dies schon für den Autor selbst und sein Publikum: für beide war die synchrone Realsituation nur der selbstverständliche Ausgangspunkt für Intentionen, die jenseits dieser Selbstverständlichkeiten lagen. Wollten wir uns in solchen Fällen ausgerechnet auf die Realsituation kaprizieren, würden wir mithin den Sinn des Werks verfehlen.

Es ist deutlich, daß eben dies die Grundhaltung ist, die uns, den sekundären Rezipienten, von vielen Liedern *Sapphos* abgefordert wird. Daß diese Lieder sich gern aus *Vorstellungen* entfalten, ist bekannt. Als Beispiel diene gleich das einzige ganz erhaltene Lied, das ‘Gebet an Aphrodite’:

Bunthronig unsterbliche Aphrodite,
Kind des Zeus du, listenflechtendes, ich bitte dich:
drück mir nicht in Überdruß und Qualen nieder,
Herrin, den Mut!

³⁸ Besprechung von Tsagarakis (s. oben Anm. 33), 615.

³⁹ Rösler, Dichter und Gruppe 128.

⁴⁰ Rösler, Deixis-Aufsatz 14.

3. Wertung

Die neuen Tendenzen der gräzistischen Lyrik-Interpretation haben den Zug zum Historischen, Faktischen und Konkreten gemeinsam. Sie wollen Lyrik (wie Literatur überhaupt) deuten über die Aufdeckung ihrer Geschichtlichkeit und Gesellschaftlichkeit. Dazu dient ihnen die Rekonstruktion der ursprünglichen Produktions- und Rezeptionsbedingungen. Ziel ist die möglichst detailgetreue Wiedergewinnung der primären Interaktionsprozesse zwischen Umwelt, Künstler, Werk und Publikum.

An dieser Konzeption ist unbestreitbar richtig der (selbstverständliche) Gedanke, daß das angemessene Verständnis einer Schöpfung nur möglich ist auf der Grundlage der möglichst genauen Erfassung des Funktionszusammenhangs, aus dem heraus sie entstand und für den sie bestimmt war bzw. ist.

Eine große Gefahr der neuen Tendenzen besteht darin, daß sie versucht sind, die Erhellung des Milieus eines Kunstwerks schon für die Erhellung dieses Werkes selbst zu nehmen. Diese Gefahr ist mit Tendenzen dieses Typs bekanntlich stets verbunden. Schon die Wilamowitzsche Konzeption von Philologie ist ihr nicht entgangen: „Wilamowitz ging es darum, geistige Produkte, vor allem die Dichtung, in ihr historisches Milieu zu stellen. Er betrachtete den Aufweis solcher Bedingungen schon als hinreichende Verständigungsgrundlage.“⁴² Aus dem Ungenügen an eben dieser Enge entstand Jaegers Neubeginn.

Eine Verständigung im Interesse weiterer Interpretationsfortschritte könnte von der Übereinstimmung *darüber* ausgehen, daß das Milieu auch für den frühgriechischen *Lyriker* die selbstverständliche (und normalerweise gar nicht problematisierte) Voraussetzung seines Werkes war. Insofern er Künstler war, ging es ihm um anderes. Das ist eine Erkenntnis, die offenbar nicht banal genug ist, um nicht immer wieder betont werden zu müssen. Sie wird natürlich seit jeher auch von den Vertretern des 'realistischen' Typs literarischer Interpretation geteilt. So hat Wilamowitz seine Darstellung der 'Griechischen Literatur des Altertums' beschlossen mit Gedanken über 'Das Individuum', die wohl auch von Vertretern der aktuellen Interpretationstendenzen unterschrieben werden können:

„Solange die Dichter nur das Bedürfnis befriedigen, ein Kultlied oder ein Hochzeitslied machen, Gemeingefühl aussprechen, des Publikums Willen erfüllen, sind sie Handwerker; es ist ein Segen gewesen, daß das die griechischen Dichter in so weitem Sinne geblieben sind, aber sie müssen noch etwas anderes sein, wenn sie auf uns noch als lebendige Kräfte wirken wollen.“⁴³

Freilich sind die Anerkennung und die praktische Umsetzung von Grundsätzen zwei verschiedene Dinge.

Vor dem Hintergrund der oben unter 1 dargelegten Forschungsdesiderate kann die heute so stark in den Vordergrund gestellte Rekonstruktion des historischen Orts der frühgriechischen Lyrik – eingeschlossen den gesamten Kommunikationsprozeß

⁴² Hentschke–Muhlack 131.

⁴³ Siehe oben Anm. 9 (S. 310).

(Schaffung, Darbietung, Aufnahme) – nur eine notwendige Vorstufe der *eigentlich* zu leistenden Interpretation sein. Die Fragen des 'Woraus' und 'Für wen' müssen zum 'Was' und 'Wie' führen. Produktions- und Rezeptionsästhetik sollten nicht aus emotionaler Opposition heraus als überlegene Gegenposition zur Werkästhetik aufgeblasen werden; sie machen Werkästhetik nicht entbehrlich. Die *ästhetischen* Valenzen eines Sappho-Liedes – Bild, Metapher, Wortfolge, Assoziation, Synästhesie, Klang⁴⁴ usw. – sind noch längst nicht aufgedeckt; eine Typologie der dichterischen Zeichen ('poetische Semiotik'), wie wir sie dringend brauchten, ist nicht in Sicht.

So darf man vielleicht sagen: Die neuen Tendenzen der gräzistischen Lyrikforschung sind insgesamt zwar zu begrüßen, weil sie die Interpretation fundierter, theoriebewußter und auch vielseitiger machen können. Sie sollten aber nicht als Passepartout mißbraucht und vor allem nicht schon als das Ganze der Interpretation mißverstanden werden. Literaturwissenschaft im technischen Zeitalter neigt – als historisches Phänomen, das ja auch sie ist – zur Überbetonung des Technischen ('Kommunikation', 'Interaktion', 'Rezeption', 'Funktion'; 'Produzent', 'Konsument' usw.). Das kann nur eine Durchgangsstation sein. Jede Epoche bringt ihre eigene Literaturwissenschaft hervor, die je andere Aspekte am Kunstwerk ins Licht rückt. Die perfekte, endgültige Interpretationsmethode ist – glücklicherweise – eine Utopie.

Basel

JOACHIM LATACZ

⁴⁴ Vgl. A. Lesky, Geschichte der griechischen Literatur³ 1971, 849: „Immerhin scheint hier Gelegenheit zu der Feststellung gegeben, daß sich die moderne Erforschung der Klangwirkung antiker Dichtung und Rede bislang auf ein zögerndes Tasten beschränkt hat.“

Verzeichnis wichtiger Lyriker-Ausgaben (seit 1955)

- I. Melos
1. Poetarum Lesbiorum Fragmenta edd. E. Lobel et D. Page, Oxford 1955 (= PLF).
 2. Poetae Melici Graeci, ed. D.L. Page, Oxford 1962 (= PMG).
 3. Lyrica Graeca Selecta ed. D.L. Page, Oxford 1968 (= LGS) (Ed. minor).
 4. Bacchylides, edd. B. Snell et H. Maehler, Leipzig¹⁰ 1970 (BT).
 5. Sappho et Alcaeus. Fragmenta ed. Eva-Maria Voigt, Amsterdam 1971.
 6. Supplementum Lyricis Graecis ed. D. Page, Oxford 1974.
 7. Pindarus, edd. B. Snell et H. Maehler, Leipzig⁵ 1971/75 (BT).
- II. Elegie und Iambos
8. Iambi et Elegi Graeci ante Alexandrum cantati ed. M.L. West, Oxford, 2 Bde., 1971/72.
 9. Poetae Elegiaci. Testimonia et Fragmenta, edd. B. Gentili et C. Prato. Pars I: Leipzig 1979. Pars II: Leipzig 1985 (BT).
 10. Delectus ex Iambis et Elegis Graecis, ed. M.L. West, Oxford 1980 (Ed. minor).
- III. Einzelne Lyriker in der Reihe 'Lyricorum Graecorum quae exstant' (Edizioni dell' Ateneo, Roma)
11. Anacreon, ed. B. Gentili. 1958.
 12. Archilochus, ed. G. Tarditi. 1968.
 13. Tyrtaeus, ed. C. Prato. 1968.
 14. Solon, ed. A. Martina. 1969.
 15. Theognis, Elegie, libro II, ed. M. Vetta. 1980.
 16. Alcman, ed. C. Calame. 1984.